

Gerd B. Achenbach

Psychoanalytiker durchstöbern das Souterrain,
transzendental-philosophische Wolkenreter verlieren sich im Nirgendwo,
der philosophische Praktiker widmet sich seinem Gast in der Bel Étage.

Zugleich eine Erinnerung an nunmehr 40 Jahre Philosophische Praxis

Eröffnungsvortrag zum 16. Internationalen Kongreß zur Philosophischen Praxis
am 28. Juli 2021 in Sankt Petersburg

Geschätzte Kollegen,

wie gern hätte ich jetzt zuerst unsere Freunde in Rußland mit der Wendung „*hier in Sankt Petersburg*“ angesprochen, wenn es denn möglich und zulässig gewesen wäre! Doch, wie ihr alle wißt, haben Bedenken um unsere leidige Gesundheit und höheren Orts verordnete Auflagen ein wirkliches, kollegial-geselliges, durch leibliche Nähe aufgefrischtes Wiedersehen oder herzliches Kennenlernen verhindert, und so müssen wir uns nun, behelfsmäßig elektronisch mit einander verbunden, an den eigentlichen Ort der Austragung dieser 16. internationalen Veranstaltung zur Förderung der Philosophischen Praxis *denken*. Doch halten wir es damit, wie es auch sonst – so das Wort des guten Plutarch – die Art des Philosophen war, der, „wie die Bienen Honig sammeln aus dem Thymian, dem herben, trockenen Kraut, oft aus den mißlichsten Umständen Nützlich und Gutes gewinnt“.¹ Alain, ein späterer Nachfahre Plutarchs und ihm in seiner Haltung erkennbar verwandt, hat im Grunde dasselbe im trockeneren Tonfall seiner Propos noch einmal gesagt:

„Der Sprachgebrauch hat immer den als Philosophen bezeichnet, der jedem Vorkommnis die beste Seite abzugewinnen weiß; denn einzig das hilft.“²

Apropos: Alain, wie sich Émile Chartier nannte, dieser außerordentliche Gedanken-Zulieferer für die Philosophische Praxis, ist vor 70 Jahren gestorben, ein Grund mehr, seiner dankbar zu gedenken.

Doch halten wir uns an seine und Plutarchs zitierte Ermunterung: Wenn wir uns jetzt – widrigen Umständen geschuldet – an den eigentlichen, vorgesehenen Ort unserer Veranstaltung *denken* müssen, so mag uns das zugleich an die phantastischen Leistungen des Denkens erinnern: denn wirklich ist das auszeichnende Vermögen speziell des Denkens, Abwesendes zu vergegenwärtigen, während unsere Sinne sklavisch ans Gegenwärtige gefesselt bleiben ... So auch konnte ich soeben den in strengeren akademischen Kreisen leider nahezu vergessenen oder einfach übergangenen Plutarch aus Chaironeia mitsprechen lassen, als sei er einer von und mitten unter uns, obwohl er ziemlich genau zwei Jahrtausende vor uns auf dieser Welt lebte. Lassen wir uns also das Denken, wie es mancherorts modernitätsgefällig geschieht, nicht madig machen: Der Geist, der auch in der Ferne und in jedem geschichtlichen *Einst* heimisch zu werden vermag, ist ans Denken gebunden, so wie es der Geist ist, der – einer Wendung Hegels zufolge – „im andern bei sich ist“. Das aber ist die womöglich feinste, treffendste und zugleich schlichteste Formel, mit der sich bezeichnen läßt, was die Begegnung des praktizierenden Philosophen mit seinem Gast auszeichnet: Er versteht den Ratsuchenden, indem er sich „an dessen Stelle zu denken“ vermag, indem er zunächst *in jenem anderen* heimisch zu werden sich bemüht, um danach – sofern möglich und ratsam – *mit ihm gemeinsam* in weitere, womöglich zuträglichere oder anspruchsvollere Regionen aufzubrechen. Doch solche Bestimmungen klingen geradezu, als wollte ich die gesamte Theorielast der Philosophischen Praxis einigen wenigen Sätzen aufhalsen, was keinesfalls meine Absicht ist.

1 Plutarch, *Moralia* 467/6.

2 Alain, „Die Pflicht, glücklich zu sein“, S. 156.

Sehrwohl aber habe ich vor – nicht zuletzt, weil unsere russischen Freunde mich darum gebeten haben –, mit diesen Vortrag daran zu erinnern: die Philosophische Praxis, die uns alle im Sinne einer gemeinsamen Idee, eines geteilten Vorhabens und unter dem Dach berufener Institutionen miteinander verbindet, ist in diesem Jahr 40 Jahre alt geworden, was ja wohl, ließe sie sich mit den Lebensaltern des Menschen bemessen, die Erwartung berechtigte, sie als „erwachsen“ anzusehen.

Doch lassen wir – vorsichtshalber – die Frage, wie es um das „Erwachsen-sein“ der Philosophischen Praxis inzwischen bestellt ist, einfach als Frage stehen, und fragen wir statt dessen, ob man wohl sagen darf: Die Philosophische Praxis feiere ihren „40. Geburtstag“? Anders gewendet: Werden auch Ideen „geboren“?

Ich denke, wer keine Scheu vor Metaphern hat – wobei eine solche Scheu sich zumal der philosophische Praktiker nicht leisten kann, denn sie würde ihn des womöglich subtilsten und hilfreichsten Verständigungsmittels berauben ... –, wer es also gewohnt ist, über semantische Brücken zu gehen, wird es keineswegs für unpassend halten zu sagen, eine Idee komme zur Welt, nachdem einer eine Zeit lang mit ihr schwanger gegangen sei. So war's 1981 vor jetzt 40 Jahren – freilich nach menschenunüblich ausgedehnter Gravidität, fast als wäre ich eine Elefantenkuh, die bekanntlich gute zwei Jahre lang trägt ...

Damals also entschloß ich mich, nach „reiflicher Überlegung“ – wie es heißt – den Gedanken der Philosophischen Praxis „ins Leben zu rufen“. Eine seltsame Wendung: eine Sache „ins Leben rufen“ ... Und dann? Dann fragt und entscheidet sich: Kommt sie auch „wie gerufen“? ³ Daß wir uns hier mittlerweile zum 16. internationalen Kongreß der Philosophischen Praxis zusammenfinden, läßt wohl die Antwort zu: Ja, sie kam in der Tat „wie gerufen“. Vermutlich kam sie zumindest *für uns* wie gerufen, die wir diesen Neuling in unsere Obhut genommen haben und uns nun miteinander verständigen, wie es mit ihm weitergehen soll, kann, vielleicht müßte ...

Doch nun tauchen einige Fragen auf: Ist damit, daß wir die Philosophische Praxis begrüßen, ihr Dasein in der Welt schon eine „ausgemachte Sache“? Kommt ihr der Status einer zweifelsfreien Realität zu? Ist sie *anerkannt* als Wirklichkeit, was in ihrem Falle die eigentliche Frage ist: denn als *geistige* Realität ist sie *wirklich*, sofern sie die *Anerkennung als Wirklichkeit* genießt. Und dann: Zweifellos *gibt* es die Philosophische Praxis – sogar weltweit, wie wiederum dieser Kongreß belegt –, doch wird sie auch *bleiben*? Wird sie wachsen, zunehmen, sich entwickeln, dazulernen, in gutem Sinn zu einem eigenen, womöglich vorbestimmten, darum angemessenen Selbstbewußtsein finden? Mit nochmals anderen Worten: Hat sie, was ich ihr wünsche – so wie man dies für seine Kinder wünscht – eine gute, hoffnungsvolle Zukunft vor sich? Sie und damit wir? Wird sie bereits in dem Maße wahrgenommen, das sie verdiente – oder müssen wir vorerst hoffen, sie werde sich diese Verdienste schon noch erwerben?

Nun, solche Gedanken bringen mich endlich dorthin, wohin ich eigentlich von Anfang an wollte, zu einer lakonischen Notiz des genialen Georg Christoph Lichtenberg nämlich, diesem Sonderfall unter den Denkern. Sie hätte als ausgeborgter Kopfputz – mithin als Motto – die Überlegungen, die ich hier versuchen möchte, vorzüglich geschmückt. Nun stecke ich seinen Aphorismus mitten in den Text, denn auch da ist er gut aufgehoben. Hier also Lichtenberg, erster Professor für Experimentalphysik und als Sudelbücher-Autor der erste deutsche Aphoristiker:

„Einer zeugt den Gedanken, der andere hebt ihn aus der Taufe, der dritte zeugt Kinder mit ihm, der vierte besucht ihn am Sterbebette, und der fünfte begräbt ihn.“ ⁴

Seht ihr, ich finde das tröstlich. Auf solche immer wiederkehrende Weise sind immerhin *viele* mit einer Idee beschäftigt, und jeder tut das Seine, so gut er kann ... Wobei ich nicht verhehlen möchte – unser Kongreß steht dafür ... – unwillkürlich beziehe ich Lichtenbergs meisterhaft gleichmütig hingesprochenen Satz auf die Geschichte jenes Gedankens, den ich seinerzeit gezeugt und ins Leben gesetzt habe.

³ Vgl. den Artikel „Praxis; Philosophische“ von Odo Marquard, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 7, Spalte 1307f, auch online zugänglich hier: https://www.achenbach-pp.de/de/philosophischepraxis_text_marquard_Woerterbuch.asp. Außerdem: Die „Chronik der Philosophischen Praxis. 1981-1994“:

https://www.achenbach-pp.de/papers/archiv_chronik_philosophische_praxis_1981-1995.pdf.

⁴ Lichtenberg, Werke in einem Band, Hamburg o.J., S. 73.

Außerdem darf ich mir die Ehre zurechnen, ihn zur Taufe getragen zu haben, woselbst das Kind seinen Namen bekam. Na ja: und wenn der Begriff Philosophischer Praxis sich inzwischen mit anderen zusammensetzt und so gewissermaßen Kinder zeugte, kam wohl auch das nicht ganz ohne mein Zutun zustande. Und nun? Nun verlangt mir das zunehmende Alter ab, mit dem Anschein stückweis' erworbener Weisheit jenen „vierten“ abzuwarten, der sich, Lichtenberg zufolge, am Sterbebette der Philosophischen Praxis einstellen werde. Üben wir uns in Gelassenheit, sagen wir: Soll er doch kommen! Nur mit ihrer Bestattung, um das hier klarzustellen, bin ich nicht einverstanden, *noch nicht* jedenfalls.

Doch soll für den Augenblick alle persönliche Betroffenheit unerhört bleiben, damit wir statt dessen gemeinsam den grandiosen Satz Lichtenbergs als die großdimensionierte Aufklärungsidee würdigen, die sie ihrem Gehalte nach ist. Was besagt sie denn? *Auch Ideen, auch Gedanken* – wie einst die Götter – *sind sterblich*. So ist es nämlich. Sie steigen auf, wenn und sofern ihnen dies beschieden ist, sie setzen sich durch und behaupten sich, dann geraten sie ins Gemenge, und irgendwann – das ist großartig gesehen und gedacht von Lichtenberg – behaupten sie sich nicht mehr aus eigener Kraft, sondern wenn es gut ging, haben sie sich mit anderen Gedanken assoziiert, waren sie der Anstoß zu weiteren, neuen Gedanken und Ideen, mit denen sie sich zusammensetzten und die sich dazugesellten, und dann wirkt jene Ursprungsidee – ich denke bei allem, wie gesagt und gestanden, an die Philosophische Praxis! – nur noch untergründig, womöglich *inkognito*, weiter, als Ferment vielleicht, das treibt und Unruhe stiftet.

Aber versteht ihr, liebe Kollegen, was das heißt? Wie Hegel begriff, ist alles in das Medium der Geschichte getaucht, das heißt es kommt und geht und bleibt nicht, es sei denn, es werde verwandelt, oder, wie es im biblischen Tonfall heißt, es gehe unter wie das Samenkorn, das untergehen *muß*, damit es Frucht treibe. Und gemahnt nicht auch jene vorhin bereits gebrauchte Wendung, die Philosophische Praxis sei „ins Leben gerufen“ worden, an den majestätisch-feierlichen Tonfall des biblischen Schöpfungsberichts, so daß sich sagen läßt: „post-paradiesisch“ werde solchem nachgeschöpften Leben zugleich dessen Untergang und Tod zuzubilligen sein nach ältestem und uraltem bestätigtem Gesetz?

Ich lasse diese Frage für diesmal unbeantwortet stehen und erlaube mir statt dessen eine kleine Abirrung oder einen Exkurs, der einen Gedanken des vorzüglichen Cusanus mit dem biblischen Welterschöpfungsmythos *und* der uns hier beschäftigenden „Geburt“ der Idee Philosophischer Praxis verbinden mag. Wie geht dies zusammen?

Cusanus' aus der üblichen Exegese ausscherende Idee lautete, am Anfang sei mit göttlicher Vollmacht ein Wesen auf den Plan gerufen worden, das nicht einfach *in* dieser Welt *als* Schöpfung lebe – seinerseits nichts als „Geschöpf“, das sich entsprechend betrage und seiner einmal mitgelieferten Bestimmung folge –, sondern da sei ein Wesen aufgerufen worden, das seinerseits *schöpferisch* werde, was sich übersetzen läßt: der Mensch ist das Wesen, das *Geist* hat, genauer: Geist *ist*. Das wiederum, wie Nikolaus von Kues begriff, bedeutet: Der Mensch ist nicht nur – wie heute vielstimmig eingeschärft wird – für die Welt verantwortlich, er hat sie auch nicht nur zu bewahren, sondern er ist dazu berufen, die Schöpfung in rechtem Geist fortzusetzen, indem er beispielsweise Institutionen schafft, Rechtsordnungen, Kunstwerke oder eben: er ruft – ein Akt erstaunlicher Selbstmächtigkeit! – die Philosophische Praxis „ins Leben“, etwas, was es bis dahin nicht gab, und das nun eine Wirklichkeit ist, reinweg „er-dacht“ und zunächst nichts als eine bloße Idee, eine Vorstellung, Ausgedachtes. *Daß* ein solcher Gedanke aber tatsächlich eine Wirklichkeit zu werden vermochte und wurde, das läßt sich – da bin ich wieder bei dem Satz Lichtenbergs – verlässlich daran erkennen, daß sich diese neue Wirklichkeit aus der Abhängigkeit von seinem Hervordenker zu befreien vermag und nach und nach sich verselbständigt, ein eigenes Leben zu führen beginnt und dabei alsbald *eigene* Wege geht – nebenbei bemerkt nicht immer nur solche, die im Sinne ihres „Schöpfers“ sind ...

Doch das gehört zu den Erfahrungen dazu, von denen wir mit Recht im Rückblick sagen, daß wir sie wohl machen *mußten*. Denn häufig sind Erfahrungen das, was sich erst aus verarbeiteten Erwartungsenttäuschungen absetzt. Doch unbeschadet solcher Bedeutungen erworbenen Erfahrungen gilt ein anderer, nicht weniger grandioser Gedanke Lichtenbergs, und auch der ist tauglich, der Philosophischen Praxis als Motto vorangestellt zu werden:

„Man muß etwas Neues machen, um etwas Neues zu sehen.“⁵

Das, liebe Kollegen, bestätigt sich in unseren Kreisen, wie ich meine, seit vielen, vielen Jahren, und wir dürfen dankbar dafür sein.

Doch ich will meinerseits – denn das wird wohl von einem Rückblick auf die vergangen 40 Jahre erwartet – etwas von dem berichten, was ich infolge des Neuen, was wir machen, neu und anders sehen lernte. Mit andern Worten, ich will von einigen gewonnenen Erfahrungen berichten. Oder: Was ergab sich im Verlaufe der zurückliegenden Jahrzehnte anders, als ich es wohl erwartet hatte? Womit hatte ich nicht „gerechnet“, wie man so sagt, oder: was vor allem hat mich überrascht?

Nun, ich denke nichts so sehr wie dies: Ich habe sehr bald, durch die Erfahrungen in den Beratungen, erkennen müssen und zu würdigen gelernt, daß die Menschen bei weitem eigenartiger sind, eigensinniger in gutem Sinne, mit gebräuchlicher Wendung: *individueller*, manche sogar *origineller*, als ich mir dies zuvor hatte vorstellen können und darum erwartet hatte.

Die Folge? Inzwischen denke ich, niemand hat einen andern verstanden, sofern er sich nicht die Augen erwarb, zu sehen, daß dieser andere *einzigartig* ist. Diese Erfahrung aber ist mir mittlerweile zu einem Grundsatz geworden, der sich so formulieren läßt: Bin ich zu Beginn einer Begegnung versucht, die vielen zweifellos *auch* vorhandenen Seiten eines Menschen, die er mit anderen teilt, die ihn – heute vorzugsweise – als „Zeitgenossen“ wiedererkennen lassen, bin ich mithin in Versuchung, diese Seiten an ihm allzu deutlich, womöglich überdeutlich wahrzunehmen – was mir passiert ... –, dann weiß ich: ich bin dabei, mich in ihm zu irren, ich lasse mich blenden von dem, worauf es ausdrücklich *nicht* ankommt. Denn, zum Grundsatz ausformuliert: *Typisierung ist der Bankrott der Menschenkenntnis*. Der Typus gehört in die Komödie. Was typisch ist, ist komisch, schlimmerenfalls lächerlich. Ihr hört hindurch: das war ein Wink im Blick auf die psychologische Gewohnheit, den Patienten nach Kategorien, die dort Diagnose heißen, zu taxieren – schlimmer: nicht nur zu taxieren, auch zu therapieren.

Es ist im übrigen diese Erfahrung, die mich immer wieder erneut in dem Grundsatz bestärkt, skeptisch gegenüber *allen* Theorien zu sein, insofern sie nämlich Individuelles schematisieren – und das tun sie alle und sämtlich: Theorien können sozusagen nicht anders. Womit der rechte Augenblick gekommen ist, eine Sentenz anzubringen, die ich der Philosophischen Praxis als weiteres Motto mit auf den Weg gegeben habe. Wir verdanken sie Goethe:

„Theorien sind gewöhnlich Übereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gern los sein möchte und an ihrer Stelle deswegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschiebt.“⁶

Und da ich soundso gern Gedanken anderer einlade, im jeweiligen Zusammenhang auf ihre Weise mit-zureden, möchte ich gleich noch zwei weitere Merksätze dem Diktum Goethes zur Seite stellen. Der erste, wiederum ein Aphorismus, ist aus der Feder des französischen Moralisten La Rochefoucauld und lautet:

„Es ist leichter, die Menschen, als einen einzigen Menschen kennenzulernen.“⁷

Den anderen und zweiten Hauptsatz, ein sonderbar schlichtes, nahezu einfältig frommes Wort, verdanken wir dem geistigen Mentor der Simone Weil, Gustave Thibon:

„Man behandelt nicht auf universelle Art, was Gott grundverschieden haben wollte.“⁸

Der Satz wäre es wert, in den unverrückbaren Bestand gültiger Maximen aufgenommen zu werden. Auf jeden Fall aber gehört er zu den Überzeugungen Philosophischer Praxis und gilt mir als befestigter Grundsatz.

Nun verbindet sich auf die sonderbarste Weise diese Überzeugung von der grundsätzlichen Indivi-

5 Lichtenberg, Schriften und Briefe, Bd. II, München-Wien 1992, S. 321 [Nr. 1770].

6 Goethe, Hamb. Ausgabe Bd. 12, S. 440.

7 Die Franz. Moralisten, hg. v.F.Schalk, Bd. I, München 1973, S. 83.

8 Thibon, Nietzsche und Johannes vom Kreuz, Paderborn 1957, S. 44.

dualität des uns begegnenden Menschen mit einem anderen, uns aus denkbar anderer Himmelsrichtung zukommenden Gedanken, nämlich jenem, den Schopenhauer in seiner so vorbildlich skeptisch angekündigten und mit gründlichem Vorbehalt durchgeführten „Transzendenten Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen“ vortrug, einem grandiosen, geheimnisvollen Text, dem als Motto ein kaum weniger sibyllinischer Satz Plotins vorangestellt ist, übersetzt:

„Den Zufall gibt es nicht im Leben, sondern nur Harmonie und Ordnung.“⁹

Mich lehrte: Widme ich mich einem Menschen mit einer solchen Annahme – also mit der Unterstellung jener von Schopenhauer angesprochenen Absichtlichkeit, die dem Schicksal des einzelnen zukomme –, erlaubt mir dies, den oft sonderbaren Wegen, die Menschen einschlagen, ihren Eigenarten und Besonderheiten mit förderlichem Respekt zu begegnen, sie zunächst einmal, so wie sie sind, so wie sie wurden, zu respektieren, sie anzuerkennen, sie gelten zu lassen. Mit andern Worten: Das erste und fast schon das eine, auf das alles ankommt – was deshalb eigentlich die Philosophische Praxis ausmacht – ist, die Menschen, die zu uns kommen, so *wie* sie sich zu uns begeben, zu verstehen, um sie dann, im zweiten Schritt, über sich selbst aufzuklären, was freilich mit schöner Regelmäßigkeit, wie die Erfahrung lehrt, Bewegung in ihr Leben bringt.

Sehen wir uns dies in einem besonderen Fall an. Der Mensch, der sich zu uns in die Beratung begibt, ist bedrückt. Dann ist es der erste Auftrag des philosophischen Praktikers, zu verstehen, *was* ihn drückt. Der zweite, bereits anspruchsvollere ist, zu verstehen, *wie sehr* es drückt. Nicht zuletzt und drittens aber ist der philosophische Praktiker aufgefordert, sein Leiden als eines aufzufassen und neu zu erzählen, das keineswegs nur – erfahrungsgemäß sogar nur äußerst selten – „endogen“ oder „hausgemacht“ ist (eine Bürde, wie sie der Psychologie-Verwender seinem Patienten gewöhnlich als Last auferlegt), vielmehr das subjektive Moment eines objektiven Weltlaufs, womit sich die persönliche Geschichte als zugehörig zur Kulturgeschichte lesen läßt.

Als hilfreich für den Bedrückten erweist es sich außerdem, gelingt uns ihm zu vermitteln, es spreche entschieden nicht gegen ihn, wenn ihm das Leben schwerfalle. Nein, im Gegenteil: Dem philosophischen Gemüt gingen seit jeher die Virtuosen des Leichtnehmens wider die Natur.

Das ist die Gelegenheit, wieder einmal einen Gedanken eines anderen dazu zu laden, ein weises Resümee, seinerseits lebenslanger Erfahrung abgewonnen, eine Notiz des Theologen Helmuth Thielicke.

„Gefährdungen des Menschen sind ausnahmslos [ich würde vorsichtiger sagen: häufig] die Kehrseite seiner Größe und seines Ranges. Seine Größe und sein Elend gehören zusammen. [...] Die Formen des Scheiterns, der Existenzverfehlung, entstammen demnach nicht dem Bereich des Inferioren, den animalischen Kellergewölben sozusagen, wo die Wölfe heulen (Nietzsche), sondern sie ereignen sich in der ›bel-étage‹ der Persönlichkeit, dort also, wo der Mensch seine Freiheit mißbraucht und das Privileg seiner Bestimmung verschleudert.“¹⁰

Ich muß, wann immer ich diese Passage wieder einmal lese, an die Replik Sigmund Freuds auf die Festrede Ludwig Binswangers zu Freuds 80. Geburtstag im Jahre 1936 denken – und ihr seht gleich, jetzt bin ich endlich an Ort und Stelle, also dort, wohin mich der selbstgewählte Titel meines Vortrags weist, mithin bei dem dort zitierten Souterrain und der Bel Étage ...

Damals hatte es der Meister, seiner Vorsicht geschuldet, klug vermieden, sich diese Rede seines so unbekehrbar der Philosophie ergebenen Freundes leibhaftig anzuhören – er war der Feierstunde ferngeblieben, da er sich, wie er verlauten ließ, nicht recht gesund fühle. Doch dann hatte er die Rede immerhin gelesen, in der Binswanger auf die denkbar seriöseste und vornehmste Weise die Grenzen des psychoanalytischen Denkens benannt hatte. Ich empfehle Euch bei dieser Gelegenheit die Lektüre dieses vorzüglichen Textes, der die Stellung der Daseinsanalyse – jener achtenswerten Vorläuferin der Philosophischen Praxis – zur orthodoxen Psychoanalyse präzise markiert. Titel: „Freuds Auffassung des Menschen im Lichte der Anthropologie“. Die alles fundierende Grundthese der Analyse, die Binswanger

9 Plotin, Enneades IV, L. 4, c. 35.

10 Thielicke, Religion in der heutigen Gesellschaft, in: Kindlers Enzyklopädie Der Mensch, Bd. VI., S. 818.

darin der Psychoanalyse angedeihen läßt, lautet – um wenigsten soviel zu zitieren ... –:

„In diametralem Gegensatz zu jahrtausendelanger Überlieferung über das Wesen des Menschen als homo aeternus oder coelestis und als ... historischen Menschen oder homo universalis, und in ebensolchem Gegensatz zu der neuzeitlichen ontologisch-anthropologischen Auffassung des Menschen als einer in einem prägnanten Sinne »geschichtlichen« Existenz, als eines homo existentialis, handelt es sich bei FREUD ... um die wissenschaftliche Idee des *homo natura*, des Menschen als Natur, als natürliches Geschöpf.“¹¹

Binswanger hat damit ins rechte Licht gerückt, was nochmals destilliert und konzentriert wiederum ein Aphoristiker von Gnadens prägnant auf die Formel brachte, mit der nun nicht mehr nur die Psychoanalyse, sondern die wissenschaftliche Psychologie generell bezeichnet ist. Sie verdanken wir dem kürzlich verstorbenen, einzigartigen Nicolás Gómez Dávila:

„Jede wissenschaftliche Psychologie ist ihrem Wesen nach falsch, weil sie das als Objekt auffassen will, dessen Natur gerade darin besteht, Subjekt zu sein.“¹²

Doch zurück zu Freud. Er hatte also jenen Vortrag seines so bedenklichen Freundes Binswanger gelesen und danach sich gedrungen gefühlt, ihm brieflich dafür zu danken, ihn freilich nun – bei dieser Gelegenheit – seinerseits in seine Schranken zu verweisen. Mit andern Worten: Das fundamentale Fragezeichen, das Binswanger hinter Freuds Lebenswerk gesetzt hatte, mußte auf dem Wege eines gezielten Gegenangriffs ausgetilgt und die andernfalls zu gewärtigende Beschädigung des Psychoanalyse abgewehrt werden. Ich meine: Dieser Brief Sigmund Freuds, datiert auf den 8. Okt. 1936, abgeschickt aus der Berggasse 19 in Wien, im IX. Bezirk, darf in Anspruch nehmen, „historisch“ genannt zu werden. Aus ihm habe ich, wie ihr gleich hören werdet, die Formulierungen meines Titels bezogen. Ich zitiere:

„Lieber Freund!

Eine liebe Überraschung Ihr Vortrag! Die ihn angehört und mir berichtet hatten, waren sichtlich unberührt geblieben; es muß ihnen auch zu schwer gewesen sein. Im Lesen freute ich mich Ihrer schönen Diktion, Ihrer Gelehrsamkeit, des Umfangs Ihres Horizonts, des Taktes im Widersprechen. An Lob verträgt man bekanntlich ungemessene Mengen.

Natürlich glaube ich Ihnen doch nicht. Ich habe mich immer nur im Parterre und Souterrain des Gebäudes aufgehalten. – Sie behaupten, wenn man den Gesichtspunkt wechselt, sieht man auch ein oberes Stockwerk, in dem so distinguierte Gäste wie Religion, Kunst und andere hausen. Sie sind nicht der einzige darin, die meisten Kulturexemplare des Homo natura denken so. Sie sind darin konservativ, ich revolutionär. Hätte ich noch ein Arbeitsleben vor mir, so getraute ich mich auch jenen Hochgeborenen eine Wohnstatt in meinem niedrigen Häuschen anzuweisen. Für die Religion habe ich es schon gefunden, seitdem ich auf die Kategorie »Menschheitsneurose« gestoßen bin. Aber wahrscheinlich reden wir doch aneinander vorbei und unser Zwist wird erst nach Jahrhunderten zum Ausgleich kommen.

In herzlicher Freundschaft ...“¹³

Wie sich Freud solche Einquartierung eines höheren menschlichen Vermögens in jenen Kellergewölben dachte, in denen die Psychologie heimisch ist, hat uns wiederum sein Freund Binswanger mitgeteilt, der von einem Besuch in Wien bei Freud, das war im April 1913, berichtete. Damals hatte er Freud besucht zusammen mit Paul Häberlin, dem Philosophen, an den sich heute viele nur noch seiner Freundschaft mit Walter Benjamin wegen erinnern. Häberlin seinerseits hat seine Erinnerungen an diesen Besuch Binswanger überlassen, der sie uns in seinem Büchlein „Erinnerungen an Sigmund Freud“ mitgeteilt hat. Ich zitiere:

Nachdem Häberlin im Gespräch gegen „Freuds Ableitung des Gewissensphänomens (»Zensur«) opponiert“ hatte, Freud jedoch bei seiner Ansicht geblieben war, und nachdem Freud sich seinerseits bei

11 Binswanger, Ausgewählte Vorträge und Aufsätze, Bd. I, Bern 1947, S. 159.

12 Nicolás Gómez Dávila, Notas. Unzeitgemäße Gedanken, Berlin 2006, S. 44.

13 Sigmund Freud, Ludwig Binswanger, Briefwechsel 1908-1938, hg. v. G. Fichtner, Frankfurt a.M. 1992, S. 236f.

seinem Gast erkundigt hatte, „ob nicht Kant's ‚Ding an sich‘ dasselbe sei wie das, was er (Freud) unter dem Unbewußten ‚verstehe‘ – was Häberlin lachend verneint hatte, wie sich von selbst versteht –, habe Freud „geäußert ..., Philosophie sei eine der anständigsten Formen der Sublimierung verdrängter Sexualität, nichts weiter.“ Daraufhin habe Häberlin „die Gegenfrage“ gestellt, „was dann Wissenschaft, und im besonderen die psychoanalytische Psychologie sei.“¹⁴

Soviel als kleine, unterhaltsame Einlage, wie sie im Rahmen eines zeitlich inzwischen ausgedehnten Vortrags ratsam ist, zumal, wenn es aufs Ende zugeht ... Zugleich aber möchte ich die Gelegenheit nutzen zu erklären, ich befände mich in diesem Konflikt – oder Zwist, wie Freud sagt – an der Seite Binswangers und seiner Daseinsanalyse, also im Blick auf die Frage: ob nun der Mensch ins Souterrain gehöre, d.h. als Einwohner desselben und lebenslanges Kellerkind verstanden werden müsse, oder ob er in den helleren und lichtereren Räumen der Bel Étage empfangen werden sollte, wo ihm vom Philosophen Ausblick und Umsicht eröffnet werden können.

Vor allem aber – und damit erlaube ich mir, eine These in den Raum zu stellen, die sich schlimmstenfalls als Kampfansage an die tiefenpsychologisch orientierte Psychotherapie auffassen läßt –, vor allem aber finden sich dort oben, in jener höheren Etage keineswegs, wie Freud im larmoyanten Tonfall suggerieren wollte, nur „distinguierte Gäste“ ein, sondern da sind Zyniker darunter, Abgefeimte, gewissenlos Gerissene, Abgebrühte, Verbitterte, Lebensenttäuschte, ausgemachte Halunken hinter der Fassade bürgerlicher Wohlanständigkeit, es sind Daseinsvermieser und Alles-und-jedes-Verneiner darunter, Ängstliche und Verzweifelte, solche, denen die durchgemachten Erfahrungen den Mut zu leben raubten, da sind solche, die meinen, mit allem abgeschlossen und alles hinter sich zu haben, die womöglich an sich selber vorbeigelaufen sind ein Leben lang und sich jetzt nicht mehr zu finden wissen, da sind Ernüchterte und Desillusionierte, die nun keinen Weg zurück in ein Leben finden, das ihre Zustimmung fände und eine bessere Zukunft in Aussicht stellte, da reiben sich Tugenden an Lastern und nochmals häufiger – im Ungeist des Ressentiments – diese an jenen (auch wenn die entsprechenden Begriffe nicht mehr *en vogue* sind ...), da gibt es Schwache, die an ihrer Schwäche leiden, und Starke, die mit ihrer Stärke nichts anzufangen wissen, da gibt es vermeintlich Hochbegabte, denen die simpelste Lebensklugheit abgeht, so daß sie zu Alltagsversagern werden, und Fachleute, denen es an Bildung mangelt. Auch religiös Verwahrloste treffen wir dort, die sich in den Irrgärten der Esoterik verlaufen haben – wie ihr wißt, ließe sich so lange weiter fortfahren und aufzählen, wer beim praktischen Philosophen Hilfe, Rat, in erster Linie aber Aufklärung sucht, Aufschluß darüber, wie er in seine Misere geriet. Nicht zuletzt gibt es dort oben, im gehobenen, noblen Stockwerk, wie seit eh und je Gut und Böse.

Dies alles aber erzeugt Konflikte, die äußerstenfalls *tragisch* anmuten, was von uns verlangt, sie als *tragische* Konflikte auch aufzufassen und sie so zu würdigen. Es sind dies allerdings Konflikte, die nicht einer Kollision der unteren Kräfte, also der Keller- und Souterrain-Mächte entspringen, sondern in diese Konflikte verstricken sich in der Tat jene „Hochgeborenen“ im oberen Stockwerk oder der „Bel-étage der Persönlichkeit“, womit gemeint ist: Es sind *Kollisionen des Geistes*, der Auffassungen, Urteile, der Selbstbilder und Annahmen über den Sinn und Gang dieser Welt. Es sind nicht zuletzt weltanschauliche Kontroversen im weitesten Sinn, wobei zu ergänzen ist: „Weltanschauungen“ sind weder harmlos noch bloße „Theorien“ – denn: Je nachdem, wie ich die Welt anschau, die Welt verstehe, je nachdem werde ich handeln, mich manchen zugehörig fühlen, andere als fremd abweisen.

Für die Beratung aber heißt das: Was Menschen – so wie Thielicke es sagte – in Konflikte verstrickt und ihnen in manchen Fällen das Leben erschwert, es ihnen womöglich unerträglich macht, sind nicht selten ihre *besten* Seiten, ihre entschiedensten, berechtigtesten Überzeugungen, ja ihre eigentlichen moralischen Qualitäten, die nicht der therapeutischen Mäßigung bedürfen – eines faulen Lebensbilanz-Friedens wegen –, sondern der Stärkung womöglich selbst dann, wenn sich dieses Leben mit ihnen in Tragik verwickelt.

Das ist ein guter Moment, noch einmal Georg Christoph Lichtenberg zu zitieren, von dem ich mir schon zu Beginn das Motto hatte ausleihen wollen. Ich zitiere ihn sonst viel zu wenig, und verdanke ihm doch

14 Binswanger, Erinnerungen an Sigmund Freud, Bern 1956, S. 19f.

so viel. Lichtenberg hat die Philosophische Praxis einen ihrer Grundsätze zu verdanken, von denen ich meine, die Erfahrung des vierzigjährigen Engagements in der Beratung habe sie befestigt, so daß sie nun noch solider und unerschütterlicher gelten, als je zuvor.

Lichtenberg selber nennt, was ich als Grundsatz von ihm anführen möchte, eine „goldene Regel“. Und die lautet so:

„Eine goldene Regel: Man muß die Menschen nicht nach ihren Meinungen beurteilen, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen.“¹⁵

Womöglich muß man zweimal hinhören, damit die erste Pointe dieser klugen Empfehlung nicht entgeht. Die aber ist: *Daß* die Meinungen, die Menschen hegen, etwas „aus ihnen machen“. Und das ist wahr. Wobei dies im Umkehrschluß heißt: Gewinnen wir einen Menschen – etwa auf dem Wege der Einsicht, durch den Erwerb einer anderen, sagen wir: differenzierteren Sicht der Dinge, die ihn das Leben vielfältiger, bunter, vielleicht aus verschiedenen, einander ergänzenden Perspektiven ansehen lehrt –, gewinnen wir einen Menschen auf solchem Wege, seine Meinungen und Ansichten zu revidieren, zu verfeinern, zu sensibilisieren, ihren Umkreis zu erweitern, ihren Blick in weitere Horizonte einzufügen, verändern wir ihn zugleich und fördern wir so seine Vorzüge, und das heißt: seine besten Tugenden, und das sind solche, die seit jeher im Ansehen standen: Nachdenklichkeit, Besonnenheit, Umsicht, die Fähigkeit und Bereitschaft, klug abzuwägen, die Entschlossenheit, für das als richtig Erkannte einzustehen und tapfer bei dem zu bleiben, was für gut erachtet wurde. Daß er dem die Treue bewahrt, worauf es – seiner gewissenhaftesten Erwägung nach – letzten Endes und alles in allem ankommt, dem, was er wirklich, also nachdrücklich will.

Im besten Falle aber ist dies das, was er begreift als: Es will von mir gewollt werden. Das ist mehr, als nur zu wollen. Das heißt: Erfüllen, was mir zgedacht ist.

Das alles läuft auf eine Korrektur des feinen Gedanken von Marvin Minsky hinaus, ...

„Denken beeinflusst unsere Gedanken.“¹⁶

Schon recht, bin ich gesonnen, zu sagen. Doch das Umgekehrte gilt auch und ist die eigentliche Hoffnung, die sich mit der Philosophischen Praxis verbindet: *Gedanken beeinflussen das Denken*. Lassen Sie uns hoffen, daß ich Recht damit habe.

Nun allerdings ist, wie ihr bemerkt haben werdet, gar nicht von den „transzendentalen Wolkenrettern“ die Rede gewesen – einer Wortschöpfung übrigens, die wir meines Wissens meinem Lehrer Odo Marquard verdanken. Aber das ist ein dunkles, womöglich sogar trauriges Kapitel. Wobei philosophischen Praktikern gewiß nicht umständlich erläutert werden muß, wer damit gemeint ist: die theoriezufriedene, vorrangig mit sich selbst beschäftigte akademische Philosophie. Die weiß von jenen Souterraingeschossen des Menschlichen nichts und will davon nichts wissen, und in der Beleltage treffen sie sich nur untereinander, was sich in gehobenem Tonfall und im Klima wertschätzender Kollegialität arrangieren läßt und manchen an die alte Zunftseligkeit erinnern mag. Vielleicht belasse ich es im Hinblick auf diese – mit uns verglichen – noblen und akkuraten Kollegen mit dem einfachen Hinweis, was mich einst – damals, als ich mit der Idee der Philosophischen Praxis schwanger ging – aus ihren elaborierten Gefilden flüchten ließ. Das war ein Gedanke, den ich bei C.G. Jung aufschnappte, und der sich sinngemäß so wiedergeben ließe: „Mit unzulänglichen Theorien“ lasse „sich sehr lange aushalten“, sofern wir sie nicht in der Praxis erproben.¹⁷ Nun, die Philosophische Praxis hingegen ist jetzt der Probestein und damit *der Ernstfall der Philosophie*, insofern sie sich in der Begegnung mit Menschen, die sich an sie wenden und von ihr etwas, oftmals viel, manchmal allzuviel erwarten, zu bewähren hat.

In diesem Sinne, liebe Kollegen: Habt den Mut, von eurem philosophischen Vermögen dort, wo es angefordert wird, Gebrauch zu machen. Mit diesem Gruß aus Königsberg grüße ich Euch alle und bedanke ich mich zugleich bei euch.

15 Lichtenberg, Bd. I, S. 789 [Nr. 966].

16 Marvin Minsky, Mentopolis, Stuttgart 1990, S. 58.

17 C.G. Jung, Ziele der Psychotherapie, in: Gesammelte Werke Bd. XVI, S. 40.